

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921**

22.5.1921 (No. 21)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 21



22. Mai 1921

Emil Utzig / Kunsthandwerk und Industrie.

Vor mehr als dreißig Jahren erschien von Max Kreher, der damals als „deutscher Zola“ gefeiert wurde, ein Roman: „Meister Timpe“. Er schildert den Untergang eines braven Handwerkers im erbitterten Kampfe gegen die neue Fabrikarbeit. Zu Beginn der Erzählung beschäftigt der Drechslermeister Johannes Timpe acht Gesellen und lebt bescheiden, aber behaglich und in durchaus geordneten Verhältnissen. Zum Schluß jedoch steht die Werkstatt leer, das Häuschen ist völlig verschuldet, der Meister ist gänzlich verarmt. Stets war er unbedingter Freund der festen, durch das Herkommen geweihten Gewalten in Staat und Welt; nun aber schreit er seine verzweifelte Empörung hinaus: „Die Schornsteine müssen gestürzt werden, denn sie verpesteten die Luft . . . Schleift die Fabriken . . . zerbrech die Maschinen!“ Dann bricht er zusammen. Wie man seine Leiche aus dem verlorenen Hause herauschafft, erschüttern gerade begeisterte Hurrarufe die Luft; der erste Zug der Stadtbahn fährt mit betränkter Lokomotive vorüber: Sinnbild der sinkenden alten, der aufsteigenden neuen Zeit. Und diese neue Zeit eroberte die Welt. Mechanisierung durch steigenden Maschinenbetrieb, straffe Organisation rationalisierten Arbeitsprozesses ward die Lösung. Feierte die Mehrzahl diese Errungenschaften einer das Wirtschaftsleben bereichernden Technik und Wissenschaft, diese sprunghafte Entwicklung, die ungeheure, fast phantastische Möglichkeiten ahnen ließ, schwoll in der Minderheit glühender Haß, aufschwellend bis zu nihilistischer Zerstörungswut; wichtig und bedenklich als Krisen anzeigendes Symptom. Und mancher Künstler zählte und zählt zu diesem kleineren Kreise.

Aus dem Chöre dieser vielen Stimmen gebe ich nur einer sehr eindringlichen und gewichtigen Gehör; Schickels sagt in seiner „Genfer Reise“: „Statt die Maschinen wie die Haustiere zu halten, die früher Pflug und Wagen gezogen hatten und an irgend einer Deichsel gegangen waren, wodurch ihr nicht nur Menschen geblieben, sondern erleichtert, befreit, menschlich gewachsen wäret, statt die Herren eurer Geschöpfe zu sein, erhoht ihr sie über euch und machtet sie zu eurem schöneren Ebenbild, ihr dämonisiert sie, ihr machtet sie zu eurem Gözen. Alle Gözen sind Kriegsgötter. Sie leben von Blutopfern und sind den Menschen feind. Im Gözen frißt der Mensch sich selber auf.“ Aber . . . eines Tages wird man aus rasendem Verlangen nach der Unvernunft die hervorragenderen Maschinenmeister und die aufgeklärtesten unter den aufgeklärten in die Maschinen werfen und alles zerschlagen, was einer Maschine ähnlich sieht, um darauf in einem Taumel der Begeisterung Obstbäume oder eine echte Schildkröte anzubeten. Jrgendeine verkaufte Nachtigall wird Wunder wirken, indem sie die alten Lieder von Himmel und Hölle anstimmt!“ . . .

Es ist im Grunde Rousseaus alte Sehnsucht nach Natur, nach naturgemäßem Leben und Wirken, nach Erlösung von Druck und Qual fesselnder Zivilisation. Und neben der beklemmenden Großstadtwision einer Steinwüste, die das Sein aushöhlt und verzehrt, knechtet und peitscht, taucht gerade bei den Jungen und Jüngsten wieder das lockende Ideal der Natur auf, stolz und blühend und sonnenüberglänzt, Land der Träume, Land schwärmender Hoffnung. Die Gartenstadt ist nur eine wichtige Station dieses Weges . . . Romantik geistert in diesen Stimmungen; gefährlich, weil das Beginnen der Gegenwart zu entsiechen immer tragisch ist. Moderne Psychiatrie hat gezeigt, wie häufig Schwäche und Lebensuntauglichkeit sich in die wirren Gefilde der Neurose und Hysterie retten, wenn überhaupt seelische Erkrankung Rettung bedeuten kann. Nur Gestaltung der Wirklichkeit, Prägung der Gegenwart im Sinne besserer Zukunft führt zum Ziele. Aber nicht unwesentlich für diese Zielsetzung und Zielerreichung waren jene rückwärts gewandten Strömungen; zwar versprühender Schaum dort, wo sie in rührseligen Klagen sich erschöpften, fruchtbarer Antrieb aber, wo Kraft zur Tat sich verdichtete . . .

Dies geschah — zum erstenmale im Rahmen der neuen Kunstbewegung — durch Ruskin und Morris. Im Namen der Kunst befahden sie den Industrialismus und verlangten „erneute Aufnahme der Handarbeit im Geiste der mittelalterlichen Zunfttradition“. Liebevoll hat W. C. Behrendt diese Vorgänge in seinem Buch: „Der Kampf um den Stil im Kunstgewerbe und in der Architektur“ nachgezeichnet. In der Neugestaltung des Wohnhauses und in der künstlerischen Durchbildung des gesamten Gebrauchsgerätes sahen sie ihre eigentliche Aufgabe. Aber zu jeder Arbeit, die gut geraten soll, bedarf es der Werkfreude. Sie allein führe zu Verantwortungsgefühl und Qualitätshebung. Man wies begeistert auf das erhabene Beispiel der Gotik hin, wo alles war: Inbrunst und Schaffenskraft, Gemeinschaftsbewußtsein und Handwerk. Und diesen Geist wollten sie neu entfachen, den göttlichen Menschen — wie das neue Schlagwort lautete — gegen den Maschinenflaven einer im Rechnen und Wägen erstarrten Zeit.

Morris behauptet, daß Kunst nichts anderes sei, als die durch den Menschen zum Ausdruck kommende Freude an der Arbeit. Dann darf aber die Arbeit nicht „geteilt“ sein, denn dadurch werde sie ihres Eigenwertes beraubt, herabgewürdigt zu sinnlosem Tun. Stets müsse man danach streben, die gerade unter den Händen befindliche Arbeit besser zu machen als die zuletzt verfertigte. Wer so wirkte, wäre ein Künstler, denn nur durch ihn können wir „zur Kunst, d. h. unverstümmelten Zivilisation gelangen“ . . . Nergeblich war natürlich das Anstemmen gegen Fabrik und Ma-



schine; aber von weittragender Bedeutung ward die nachdrückliche Betonung der Handarbeit und der Qualitätsware, das mächtige Ethos der Werkfreude und des kulturellen Verantwortungsgefühls. Denn die hier gestreute Saat ging auf und es reisten Tendenzen, die heute zur Macht gelangt sind. Ueber ihr weiteres Schicksal muß erst die Zukunft entscheiden . . .

Unsere Aufgabe soll es sein, hier wenigstens andeutend zu zeigen, nach welchen Richtungen hin jene Lebensgefühle und Stimmungen sich entfalteten. Wir dürfen uns mit knappen Umrisslinien begnügen, da es bloß gilt, die inneren Zusammenhänge zu greifen. Sie stellen sich wieder in das noch umfassendere Problem ein: Individuum und Masse, Freiheit und Organisation.

Gewiß schien es zuerst, als ob der maschinelle Massenbetrieb die Arbeit des Einzelnen zur vollkommenen Anonymität auflöschte, das Individuum schlecht hin unterordnet dem riesigen Räderwerk einer alles umspannenden Organisation. Das Warenhaus verschlingt zahlreiche Spezialgeschäfte, die Fabrik bedroht das Handwerk. Und die Großbetriebe haben die Neigung zu Aktienunternehmungen auszuwachsen, deren Träger die kapitalistisch gesinnte und interessierte Gesellschaft ist. Dieser Umwandlungs- und Verschmelzungsprozeß scheint noch nicht abgeschlossen; der Staat vermag lediglich regulierend in ihn einzugreifen. Die Kritik wendet sich nur selten gegen diese Wirtschaftsformen als solche, sondern erörtert mehr die Frage, ob die Erträgnisse einer kleinen Gruppe oder der Allgemeinheit zufallen sollen. Je weiter aber die Maschine ihr Reich ausdehnt, die Organisation ihre Neze auswirft, um so deutlicher werden Probleme, die im Kindheitsstadium des Industrialismus nur wenigen auffielen. Der einzelne, der schnell reich werden will, kann — wenn es sein Gewissen zuläßt — mit Massenerzeugung billiger und schlechter Ware sich begnügen. Bevor das Publikum merkt, daß die scheinbar billigen Erzeugnisse im Grunde sehr teuer zu stehen kommen, hat sich jener schon hinreichenden Gewinn gesichert. Aber ein auf die Dauer berechnetes Unternehmen darf solchen Leitsätzen nicht folgen; sein Name schon muß Gewähr für Güte und Solidität sein. Dieser Ruf wird zur besten Reklame. Je fortgeschrittener ein Industriezweig ist, um so stärkeren Wert legt er dem Qualitätsideal bei.

Qualität maschineller Erzeugung bedeutet höchstmögliche Exaktheit, Präzision. Es werden gleichsam die Maßstäbe wissenschaftlicher Strenge angelegt. Zu jener Vollkommenheit müssen unter allen möglichen Materialien die zweckdienlichsten ausgewählt werden; sie bedürfen angemessener und ökonomischer Behandlung. Und gerade weil die Maschine bloß ein starres Verfahren gestattet und sich jedem individuellen Spielraum widersetzt, müssen die einzelnen Typen mit größter Behutsamkeit nach gründlicher Erprobung festgelegt sein. Sie sind der Stolz der Industrie, das, was gar nicht oder nur sehr schwer nachgeahmt werden kann; denn der ganze Betrieb ist auf sie eingestellt, das gesamte Schaffen in ihrem Dienste. Und ihre Vervollkommnung geht gleichsam organisch vor sich, durch stetig wachsende Erfahrung, durch neue Erfindungen und Entdeckungen. Der Patentschutz ist bloß äußeres Symbol dieser unablässigen Arbeit, die sich durch vollendete Rationalisierung selbst schützt. Nur die besten scheinen berufen, jene Typengestaltung letztlich zu entscheiden; mögen auch viele mitwirken, ihre technischen, ökonomischen und geschmacklichen Einsichten mitsprechen, bloß wenige übersehen die ganze Lage und setzen an Stelle flüchtender Kompromißweisheit die schöpferische Erleuchtung. So fand die Industrie den Weg zum Künstler, überall dort, wo es sich um Gegenstände handelt, deren Erscheinungsform ästhetischer Durchbildung benötigt. Die ursprünglich feindslichen Lager schlossen Frieden, sogar Waffenbrüderschaft. Aber der Künstler kann nicht frei den Launen seiner Phantasie folgen, sie muß genährt werden durch eingehende Kenntnis aller maschinellen und ökonomischen Möglichkeiten, sie muß wirken gleichsam aus dem Geiste der Fabrik heraus. So arbeitet ja auch der moderne Regisseur, der nicht in unbeschwertem Höhenflug die Bedingungen der Bühne verlieren darf, dessen Genialität darin wurzelt, jene Voraussetzungen ihrer Entfaltung zuzuführen.

Allgemeiner Anerkennung sollte sich heute der Grundsatz erfreuen, den Fritz Schumacher — einer der ersten Kenner — mit folgenden einfachen Worten ausspricht: „Je deutlicher man die Unterschiede in schärfster Organfähigkeit betont, um so förderlicher wird es sein: auf der einen Seite, wo die Maschine ausschlaggebend eingreift, eine Richtung, die auf Typisierung geht und im Herausarbeiten immer abgeklärterer Typen ihr Ziel sieht. —

auf der anderen Seite, wo die Hand ausschlaggebend eingreift, ein Herausarbeiten der Werte, die nur vom individuell empfindenden Menschen geschaffen werden können“ . . . Aus dieser klaren Grenzsetzung ergibt sich die neue Art des technischen, industriellen Künstlers, der um so fruchtbarer wirkt, je schärfer und ausschließlicher er seine Aufgabe erfährt. Dann darf man aber auch nicht davon sprechen, daß es im Wesen der Maschine liegt, zu verhäßlichen; sie wird im Umkreis ihrer Aufgaben Vollendungen erzielen, mit denen Handarbeit niemals zu wetteifern vermag. Und auch der Adel künstlerischer Prägung muß ihr nicht fehlen, es ist bloß ein Adel ganz bestimmter Art, der sofort sich verliert, wenn er eine Vermischung seines Blutes eingeht . . .

Durch diese aus innerer Notwendigkeit herfließenden Grenzsetzungen ist nun auch das Reich des Handwerks gerettet, besonders das des Kunsthandwerks. Ja, ich möchte sagen: die echte und unverfälschte Autonomie dieses Reiches hat jetzt erst ihre Feuerprobe bestanden, jetzt erst ihre letzte Rechtfertigung erfahren. Konnten doch auch Leute — und ihrer gab es sehr viele — von der Entwicklung der Farbenphotographie den Untergang der Malerei befürchten; aber je feiner sich mechanische Reproduktionsverfahren ausbildeten, um so eindringlicher schulte sich der Blick für die unersetzbaren Qualitäten der Malerei. Und nur jene ging verloren, die eben nichts anderes zu bieten wagte als das, was der Photograph mit seinen Mitteln besser leistet. So kann auch bloß das zurückgebliebene oder schlechte Handwerk von der Maschine überwunden werden, und das bietet uns keinen Anlaß, Trauerhymnen anzustimmen. Der nach Maß gearbeitete Anzug, das handgemalte Porzellan, das handgebundene Buch, das handgeschöpfte Büttenpapier, das handgehämmerte Metall — um nur wenige, zufällig herausgegriffene Beispiele zu nennen — haben nicht an Ansehen verloren, sondern sind im Gegenteil in der Wertschätzung gestiegen. Und noch nach anderer Richtung hin gewinnt das Handwerk wachsende Bedeutung: denn alle Fachleute sind heute darin einig, bei der einsetzenden Reform des Kunstunterrichtes diesen ganz von handwerklichen Grundlagen aus zu gestalten.

Was einst Morris und Ruskin vorschwebte: durch ein gesundes, eigenwilliges, selbstbewußtes Handwerk zur Qualitätsarbeit zu gelangen, zum Verantwortungsgefühl und zur Schaffensfreude, ist zum Teil Wirklichkeit geworden; das Programm wurde von vielen übernommen. Selbst die neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen bestätigen die Richtigkeit jener Anschauungen. Sehr ausgedehnte Versuchsreihen, die der berühmte Münchner Physiologe Kraepelin und seine Schüler anstellten, über die verschiedenen Bedingungen eines erfolgreichen Arbeitsprozesses beweisen, daß strengste Rationalisierung allein nichts nützt, wenn Arbeitswille und Arbeitsfreudigkeit fehlen. Wir alle wissen, daß die Frage einer Erhöhung des Arbeitsstrebens und der Arbeitslust ein allgemein deutsches Problem geworden ist von brennender Bedeutsamkeit. Da blicken wieder viele auf das Handwerk hin und erhoffen von ihm des Rätsels Lösung. Macht der Großbetrieb den Menschen durch weitgehende Arbeitsteilung zu einem Teiiglied eines riesigen Räderwerkes, soll ihn das Handwerk von diesem Tun befreien. Aber hier mengen sich von neuem reaktionär-romantische Tendenzen ein, die wähnen, man könne das Zeitalter der Technik einfach überspringend zu den geruhigeren Formen früheren Wirtschaftslebens flüchten. Nachdrücklich aber muß nochmals gesagt werden: die Zukunft liegt vor uns! Von einer Vervollkommnung der Maschine — nicht von ihrer Beseitigung — ist zu erwarten, daß sie immer mehr jene mechanischen Handleistungen übernimmt, die heute den ärgsten Anstoß erregen. Geht der Fortschritt in dieser Richtung, wird der Mensch zu einem beaufsichtigenden und kontrollierenden Organ, nicht zum Sklaven der Maschine. Die Technik wird demnach nicht negiert, im Gegenteil vor riesenhafte Aufgaben gestellt. Sie soll ja gerade im kulturellen Interesse den Menschen freimachen für jene Betätigungen, die eben eine nicht denkende und nicht empfindsame Maschine niemals zu bewältigen vermag. Wir befürworten also keinen Sturmlauf gegen die Technik, aber ihre Lenkung in diesem Geiste. Er erzieht dann den Qualitätsarbeiter und beseitigt die „sinnlose“ Arbeit . . . Nur darf man beim Verlangen nach Arbeitsfreude nicht vergessen, daß keine Arbeit bloß Lust bereitet. Eine jede ist mühselig und nicht immer interessant. Hier muß die Erziehung zum Arbeitsethos einsetzen; und Hand in Hand mit dieser Erziehung eine geschickte und gerechte Lohnpolitik. Sie braucht keineswegs bloß in Geldleistung zu bestehen, sondern kann ebenso in freundlicher Siedelung usw. sich äußern. Hier schließen sich die



großen Probleme der Bodenreform und des Kleinhausbaues an. — Es wäre einseitig, zu glauben, im Thema Handwerk liege die Wünschelrute, die alle Schätze hebe. Diese einfachen und glatten Formeln sind immer gefährlich. Denn auch die entgegengesetzte Formel schlägt nicht durch, daß die fortschreitende Industrie alles Handwerk auffaugen werde. Wir sehen ja im Gegenteil, wie gerade jetzt die Bedingungen für ein hochwertiges Handwerk mit künstlerischem Einschlag günstig liegen. Nur ein verschlafenes Handwerk muß das Feld räumen.

Aber jenes neue Handwerk, — das hierbei die Fäden der Tradition nicht zu zerreißen braucht, sind sie doch ein reiches, kostbares Erbe, — muß auch moderner Geschäftspraxis sich bedienen;

denn sonst verkommt es in provinzieller Enge, oder bleibt zührendes Kuriosum. Und darum kann es auch die Verbindung mit der Großstadt nicht durchschneiden. Auch hier gilt es, neue Formen der Organisation ausfindig zu machen, bzw. vorhandene auszubauen, die dem einzelnen Kunsthandwerker volle Freiheit belassen, ihm aber den Zugang zum Weltmarkt und zu seinen Anregungen erschließen. An idealistischen und hochgemuten Programmen herrscht nach keiner Richtung hin Mangel. Werterfüllung gewinnen sie allein durch Tat und Verwirklichung; sie jedoch wachen nicht in Traum und Phantasie, sondern in der harten Enge der Tatsächlichkeit, die fortzuentwickeln Aufgabe ist, nicht sie umzustülpen oder zu verneinen!

## Emil Ott / Ein bedeutsamer Träger evangelischer Kirchenreform.

Seit einiger Zeit macht nicht bloß in evangelisch-theologischen, sondern auch in religiösen und kirchlichen Kreisen ein Mann von sich reden, der die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise beanspruchen darf: Friedrich Heiler, Professor der vergleichenden Religionsgeschichte an der Universität Marburg. Aus der katholischen in die evangelische Kirche übergetreten, ist er zu einem bedeutsamen Träger evangelisch-kirchlicher Reformen geworden, die er selbst als „Evangelische Katholizität“ bezeichnet. Der Ausdruck ist aber von vornherein vor Mißverständnissen zu schützen. Es handelt sich nicht etwa um eine einfache Aufnahme katholischer Religiosität oder Kirchlichkeit, am wenigsten natürlich um Aufnahme katholischer Lehrmeinungen, sondern um Bestrebungen, die selbstständig aus den Erlebnissen und Erfahrungen der evangelischen Kirche in den hinter uns liegenden Jahren des Krieges und der Umwälzungen entstanden sind, in der Geschichte der evangelischen und urchristlichen Kirche ihre Vorbilder und in der katholischen Kirche nur ihre seltenen Ausprägungen haben. Heiler, der Konvertit, illustriert eben, trotz seiner religionsgeschichtlichen Orientierung, begreiflicherweise hauptsächlich am heutigen Katholizismus.

1.

„Das heutige evangelische Christentum braucht mehr Innerlichkeit, mehr Gottesnähe, mehr Mystik“. Das ist die wichtigste Forderung Heilers. Mystik ist bekanntlich der Zug der Zeit. Von Mystik ist aber auch die ganze katholische Kirche, namentlich ihr gottesdienstliches Leben durchsetzt, während die heutige evangelische Kirche darin eine Lücke aufweist, die in ihrer Geschichte nicht immer bestanden hat, jetzt aber dem Zeitbedürfnis entsprechend empfunden wird und deshalb durch eine erneute Aufnahme der Mystik geschlossen werden soll. Diese Mystik bedeutet gegenüber einer lehrhaften Erhellung oder einer verstandesmäßigen Verdünnung der Frömmigkeit mehr unmittelbares, inniges Gottesleben und zarte Christusliebe, dadurch mehr Wärme und Innerlichkeit, Tiefe und Kraft der Religion. In diesem Sinne ist sie aus den Erfahrungen der Kriegsjahre erwachsen, in diesem Sinne ist sie die düstige Stimmung katholischen Gottesdienstlebens und in dieser Allgemeinheit, wie sie sich zuerst bei Paulus und Johannes findet, will sie Heiler mit Recht auch in der evangelischen Kirche, in Frömmigkeit und Gottesdienstleben mehr gepflegt wissen.

Am leichtesten und weitesten hat sich die Forderung Heilers, natürlich auch unabhängig von ihm, im evangelischen Gottesdienst der Nachkriegszeit durchgesetzt. Fast überall finden jetzt „Anbetungs- oder Feiertagesdienste“ statt, die hauptsächlich mit den Mitteln von Gesang und Musik nur die andächtige Versenkung pflegen wollen. Aber auch für die übrigen Gottesdienste ist es ausgemacht, daß sie nicht bloß wie bisher erwecken, belehren, ermahnen, stärken, sondern Anbetung im Sinne von Dichtung und Erhebung, von Ehrfurcht und Liebe zu Gott als Grundton enthalten sollen. Anbetung nicht nur, weil sie dem heutigen religiösen Ruhebedürfnis entspricht, sondern weil sie zugleich das doppelte religiöse Grunderlebnis, Ehrfurcht und Liebe, wie in einem Brennpunkte sammelt, um es dann erweckend, belebend, kräftigend ins sittlich-praktische Leben auszusprechen. Auch die weitere Forderung Heilers, daß wieder mehr Wert auf Abendmahlsgottesdienste und ihre feierliche Ausgestaltung zu legen sei, findet mehr und mehr Anerkennung. „Es fehlt im evangelischen Gottesdienst das Mysterium, das Symbol von Christi realer Nähe“. Im katholischen Messgottesdienst erreicht die Kulturmystik der Katholiken allerdings einen Höhepunkt von einziger religiöser Innigkeit und Hingabe, Schauer und Verehrung. Heiler als früherer Katholik schwärmt davon, immer wieder führt er den wundervollen Vers des Thomas von Aquin an: *adoro te devote, latens deitas, in Denuo te' ich dich an, verborgene Gottheit*. Mit Recht fordert er, daß auch im evangelischen Abendmahl der Gedanke einer Vereinigung der Seele mit Christus, die *unio mystica*, wieder in den Vordergrund gerückt und in diesem Sinne der alte Opfer- und Mysterien-

charakter des Gottesdienstes erhalten werde. Wenn er dann allerdings weitergeht und in Ermangelung eines evangelischen Tabernakels das Knie vor dem Altar als dem Symbol der Gegenwart Gottes besichert, überhaupt den Wegfall der Kniebänke bedauert, so stößt er mit einem starken protestantischen Empfinden, bei uns in Baden noch dazu mit der reformierten Gewöhnung zusammen, beide werden solch weitgehende Reformen, so viel auch gewiß für sie angeführt werden könnte, als „katholisch“ ablehnen<sup>\*)</sup>. Immerhin steht Heiler auch hierin nicht allein; wir haben neuerdings auch innerhalb der evangelischen Kirche eine „hochkirchliche“ Bewegung, die ähnlich wie in der englischen Hochkirche nicht bloß das Knie, sondern auch die farbigen Priestergewänder zur Erhöhung der mystischen Stimmung wieder eingeführt wissen will.

Mehr Echo findet Heiler mit der Forderung einer reicheren Liturgie. Er macht dazu zwar keine bestimmten Vorschläge, aber er will auch durch diese Liturgie das Gottesdienstleben wieder feierlicher, wärmer, gefühlvoller gestaltet wissen. Es handelt sich dabei um die Wiedereinführung der katholisch-lutherischen Responsorien, kurzer Gemeindegänge, wie dem „Gloria sei Gott“, dem „Herr, erbarme dich“, dem „Halleluja“, dem „Herr, segne uns“, die mit kürzeren oder längeren Gesangs- oder Gebetsworten des Geistlichen wechseln. Die Aussprache darüber in kirchlichen Kreisen ist noch ganz im Fluß. So starken Anklang die Einführung solcher Responsorien in irgend einer dem evangelischen Empfinden möglichst angepaßten Weise findet, sie findet auch lebhaften Widerspruch, und das Ende wird vermutlich sein, daß sie, bei uns in Baden wenigstens, von überwiegenden Volksteilen wiederum als „katholisch“ abgelehnt wird, höchstens in Fest- und Nebengottesdiensten, auch Abendmahlsfeiern gelingt. Auf allgemeine Anerkennung kann Heiler dagegen wieder rechnen, wenn er sagt, daß die liturgischen Gebete wieder lebendiger, herzlicher und andächtigvoller werden müßten. Hier liegt das eigentliche und größte Verdienst Heilers. Sein Buch über „Das Gebet“, das nun schon in dritter Auflage vorliegt<sup>\*\*)</sup>, hat in kirchlichen und religiösen, nicht bloß in wissenschaftlichen Kreisen allgemeines Aufsehen erregt. Unter Aufwand eines ungeheuren religionsgeschichtlichen Materials vom primitiven Menschen bis zu den köpferischen Persönlichkeiten der großen Religionen, der Dichtung und Philosophie, hat er das Gebet, diese am meisten verkannte und verfallene Neußerung der Religion als das Herzstück jeder Religion, als das unveräußerliche Mittel einer mystischen Verührung mit Gott und eines persönlichen Verhältnisses zu ihm, als Gottumgang und Gottverkehr nachgewiesen. Unser heutiges Geschlecht, wieder empfänglich geworden für das Uebervernünftige, Geheimnisvolle religiösen Empfindens, wird in diesem Buche, das allgemeinverständlich geschrieben ist, wieder Sinn, Freude und Aufrichtigkeit zu einem Gebete finden können, ohne das Frömmigkeit noch nie zu voller Tiefe und Wirkungskraft gekommen ist. Für das persönliche wie gottesdienstliche Gebet enthält das Buch eine Unmenge Fingerzeige und Musterbeispiele zur Erinnerung und Verinnerlichung und dadurch auch zur mystischen Bereicherung der Gottesdienste.

2.

Wichtiger noch als für das gottesdienstliche Leben ist das Heilersche Werk für die Mystik persönlicher Frömmigkeit geworden. Es hat in seinem Kernstück „das Gebet in der individuellen Frömmigkeit der großen religiösen Persönlichkeiten“ bestimmend eingegriffen in die jetzt überall verhandelte Frage, wie weit die Mystik nicht bloß in dem angeführten allgemeinen Sinne, sondern in ihrer besonderen Ausprägung durch die mystischen Klassiker, wie sie sich in fast allen großen Religionen finden, von evangelischer Frömmigkeit aufgenommen wer-

<sup>\*)</sup> Einem Aufsatz der „anderen Seite“ stünde die „Pyramide“ zur Verfügung. Die Red.

<sup>\*\*)</sup> Eine religionsgeschichtliche und religionspsychologische Untersuchung. München, E. Reinhardt 1921.



den soll. Heiler verurteilt an diesen mit Recht „die Weltflucht, die spröde Gemeinschaftslosigkeit, die asketische Selbsterlöbung, die quintessentielle Gelassenheit, die erotische Inbrunst und ekstatische Trunkenheit“, Bünde, wie sie zu großen Teilen in die katholische Kirche eingedrungen sind, und verlangt für das evangelische Christentum „eine gesunde mystische Frömmigkeit, welche das mystische Innenleben mit dem weltlichen Berufswirken verbindet, die Pflege der Meditation und Kontemplation mit der Spontaneität des naiven Kindesgebets, die Zartheit und Begeisterung der Gottesliebe mit der alle Widerstände des Bösen brechenden Gottzuversicht, die Sehnsucht nach innigster Lebensgemeinschaft mit Gott mit der unermüdbaren Arbeit für die Brüder.“ Er weist sich Heiler schon damit als echter Protestant, so noch viel mehr, wenn er eingehend und mit schneidender Geistesstärke darlegt, daß die klassische, die „konsequente“ Mystik, die eines Buddha und Plotin, eines Tauler und einer Mechthild von Magdeburg ihrem Grunderlebnis nach in schroffem Widerspruch steht mit dem Glauben der „prophetischen“ Frömmigkeit, der alttestamentlichen Propheten, Jesu Christi und der Reformatoren. Dort eine gefühlsmäßige „Gottesminne, Gotteinigung“, hier ein persönlich-willensmäßiges Ergreifen der Gnade Gottes, dort ein Entfluten in der Liebe zum Unendlichen, Unendlichkeitsmystik, hier ein lebendiges Vertrauen zum Vatergott, Geseibe. „Die Mystik ist passiv, quintessentiell, resignierend, kontemplativ — die prophetische Frömmigkeit aktiv, fordernd und verlangend, ethisch . . . Der Mystiker ist ein Verzichtender, Entsagender, Ruhender, der Propheet ein Kämpfer, der sich aus der Verzagttheit zum frischen Lebensmut, aus der Furcht zur Hoffnung, aus dem niederdrückenden Sündengefühl zum seligen Gnaden- und Heilsbewußtsein emporreißt.“ Protestantische Geistigkeit und Persönlichkeitsreligion spricht aus diesen Gegenüberstellungen, und wenn auch Heiler in seinem „Wesen des Katholizismus“ nach der weiter oben angeführten Stelle für die Verbindung beider religiöser Typen in der evangelischen Frömmigkeit eintritt, aus seinem „Gebet“ geht doch hervor, daß für ihn selbst der „prophetische“, der ethische Typus der höhere und beherrschende ist.

Nach dem Befund der aus den ersten drei Evangelien zu erlebenden Frömmigkeit Jesu sowie der Frömmigkeit der Reformatoren ist Heiler Recht zu geben; aber unsere heutige allgemein-religiöse Lage fordert zweifellos neben dem unveräußerlichen persönlich-vergeistigten Glauben der evangelischen Kirche eine viel stärkere Aufnahme der gemütsinnigen, mit der ganzen Persönlichkeit in Gott und Christus „entflutenden“ Frömmigkeit der Mystik, als dies Heiler zugeben würde. Das innerste Wesen der Religion ist, auch abgesehen von der Mystik und den Forderungen unserer Zeit, an sich gar nichts Aktives, sondern etwas Passives, eine Ruhe, ein Aufgehen in Gott, aber das braucht nicht quintessentiell zu werden als ein unabänderlich leidvolles Leben von uns verlangt, als ein „sich-Gott-laffen“; wo Aktivität, Sünden, Not- und Todüberwindung nötig ist, vollzieht sie sich für viele Menschen, namentlich für das breite Volk, viel besser, oder wenigstens ebenso gut aus einem starken Gefühlserlebnis von Gott und Christus wie aus einem „spontanen Akt“ des Vertrauens und der Freiheit. Nicht bloß die heutige feilsche Lage mit ihren stärkeren Gefühlsbedürfnissen, auch die heutige voluntaristische Psychologie, sogar die Psychoanalyse könnten zum Zeugnis dafür angerufen werden. Auf jeden Fall, mögen die beiden Religionsarten, zu begrifflicher Schärfe erhoben, sich ausschließen, im praktisch-religiösen Leben werden und können sie miteinander wechseln oder sich durchdringen, je nach Temperament und Geistesanlage des einzelnen Menschen. Und das Interessante dabei ist, daß sie sich schon bei Paulus und Johannes fast bis zur wissenschaftlichen Unschärfe durchdrungen haben, und selbst die Frömmigkeit Jesu ohne Mystik in diesem Sinne, ohne das Jesusbild des vierten Evangeliums nicht erklärlich ist.

Ähnliches wäre über die Heilersche Kritik des mystischen Heilsweges zu sagen. Sie nennt ihn „eine mühevoll Selbstpräparation und kunstvolle Psychotechnik“, weil er stufenweise durch Gewissenserforschung und andächtige Versenkung zur anschauenden und genießenden Gotteinigung führen will, und stellt ihm den evangelischen Heilsweg als einen „spontanen religiös-sittlichen Akt der Selbstverurteilung, des Willens zum Guten, des Vertrauens, der Freiheit, Kraft und Seligkeit“ gegenüber. Beides braucht sich wiederum nicht auszuschließen. Meditation und Kontemplation brauchen nicht im Sinne von Selbsterlöbung und Selbsterlösung, wie man ihnen vorwirft, geübt zu werden, sondern disponieren nur für den Empfang der freischenkenden Gnade Gottes. Sie haben die Bedeutung einer Konzentration auf das Heil, die ins Heil wirklich hineinführt, statt den Empfang desselben ausschließlich von freien, inneren

Willensakten abhängig zu machen, zu denen die Menge oft genug zu träg ist oder die eben oft genug auf Augenblicke beschränkt bleiben und im seelischen und praktischen Leben nicht wirklich durchgreifen. Deshalb erleben wir es jetzt auch, wie überall in religiösen Kreisen, in Buddhismus, Theosophie, Magie, daismus, aus dem Streben nach sicherem und wirksamem Heilseffekt die alten Konzentrationsübungen der Mystik wieder aufleben. Die jesuitischen „Geistlichen Übungen“, wie sie heute noch nicht bloß in Klöstern, sondern auch außerhalb derselben gepflegt werden, sind aus den Andachtsübungen der Mystik entstanden und verfolgen neben andern Zwecken auch den der Bereitung für das Heil. Die Heimstätten für innere Sammlung, wie sie von den verschiedensten religiösen und ethischen Gemeinschaften errichtet werden, liegen in derselben Richtung. In derselben auch die Absicht der erwähnten „Hochkirchler“, evangelische Klöster zu lebenslänglichem oder zeitweiligem Aufenthalt zu errichten. Auf jeden Fall sollte die evangelische Kirche die Zeichen der Zeit erkennen und Andachtsübungen, wie sie schon einmal von der altlutherischen Kirche aus der Mystik übernommen waren, als Heilsweg wieder fördern helfen.

3.

Weitere Punkte des Heilerschen Reformprogramms sind: Kirchengeneinheit, Bischofsamt, Privatbeichte. Darüber hat er sich, zusammenfassend zugleich auch über Liturgie und Mystik, im „Wesen des Katholizismus“ ausgesprochen, das deshalb allen empfohlen werden darf, denen „Das Gebet“ zu umfangreich ist\*). Nach einer eingehenden Kennzeichnung des katholischen Frömmigkeits- und Kirchenlebens glaubt er zunächst, den kirchlichen Einheitsgedanken als Wahrheitsmoment in die evangelische Kirche übernehmen zu müssen. Ohne die Eigenart und den Bestand der einzelnen Landes- und Freikirchen gefährden zu wollen, tritt er für den Zusammenschluß aller nichtrömischen Kirchen ein, die sich durch eine Gesamtvertretung, etwa einen „ökumenischen Kirchenrat“, wie ihn der schwedische Erzbischof von Söderblom vorschlägt, ein „gemeinames Sprachrohr“ schaffen und das christliche Weltgewissen repräsentieren sollen. Der Gedanke geht bereits seiner Verwirklichung entgegen im „Deutsch-Evangelischen Kirchenausschuß“ und mancherlei internationalkirchlichen Vereinigungen. Auch der Bischofsgedanke ist in Deutschland viel erörtert. Heiler will mit Recht an der Spitze der Kirchen nicht bloß Regierungs- und Verwaltungsbeamte, sondern Bischöfe sehen als „lebendige religiöse Persönlichkeiten, die das volle Vertrauen der Gläubigen besitzen, diesen Führer, Helfer und Hirten sind.“ Aber am Titel liegt's nicht, die Prälaten unserer badischen Landeskirche werden immer unter diesem Gesichtspunkt ausgesucht, und unsere neue Verfassung sieht für dieselben „Geistliche Aussprachen“ an die Gemeinden vor, daselbst also, was die katholische Kirche in ihren „Hirtenbriefen“ hat. Raum Aussicht auf Erfolg hat der Heilersche Vorschlag auf Wiedereinführung der Privatbeichte. Die Absicht ist zwar gut: „priesterliche Seelenführung, . . . franke Seelen heilen, wunde Herzen verbinden, schwache Gewissen stärken, trostlose Menschen beruhigen“. Kein Zweifel auch, daß gerade die heutigen Menschen, und zwar nicht bloß die geistig Unselbständigen, nach solch autoritativer Seelenführung verlangen. Aber die Privatbeichte als kirchliche, wenn auch nicht zwangsweise Einrichtung, ist für protestantisches Empfinden zu stark katholisch belastet. Wir haben dafür die „Seelsorge“, deren Wert und Bedeutung für die religiös-sittliche Beeinflussung des Volkes gerade in unserer wirren und irren Zeit allerdings nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Sie wird leider in Großstädten infolge des raschen Anwachsens der Gemeinden und der Ueberlastung ihrer Pfarrer nicht mehr in demselben Umfang wie an kleineren Orten getrieben, aber das Bestreben nach Aufhebung der „Zweigpfarreien“ und Zerlegung großer Gemeinden sucht auch hier Wandel zu schaffen.

Heiler schließt seine Schrift über das Wesen des Katholizismus mit einem Aufsatz, der ihn noch einmal als einen Reformator von nicht bloß evangelisch-katholischem, sondern weitem, religionsgeschichtlichen Blick erkennen läßt. Die schon vor dem Kriege und auch jetzt wieder brennende Frage, welche Religion die höchste, unüberbietbare, „absolute“ ist, löst er, soweit sie überhaupt wissenschaftlich zu lösen ist, mit der treffenden Formel, daß das Christentum an „Wertfülle und Werthöhe“ alle andern Religionen übertreffe. Das ist die richtige Einstellung auf diese Frage: nicht Gedanken und Philosopheme entscheiden, rein religiös genommen, über die Geltung einer Religion, sondern die Höhe und Fülle ihrer Lebenswerte. Und diese braucht unser an älteren Lebensgütern verarmtes Volk, diese in einem sie ausschüttenden Gefäß, der Kirche.

\*) München. Ernst Reinhardt, 1920.



## J. W. Beck / Der „Christenmord“ in Endingen.

Ein Sittenbild aus dem Mittelalter.

Die Bewohner des uralten, rebenumkränzten Kaiserstuhlstädtchens Endingen waren von jeher originelle Leute. Die boshaften Nachbarn meinten einst, daß bei ihnen mehr Wein als Wasser zu finden sei, und daß dort ein Ei zwei Dotter habe. Die witzigen Endinger haben vor Zeiten sogar die sonst wenig geschätzte Hausrattat als Hilfsorgan einer Rechtspflege zu verwenden gewußt, die strafend und vorbeugend zugleich war. Wer in Stadt und Umgebung über etwas tierischem, allgauerischem erwischt wurde: Nothzucht, Blutschande, „Unzucht, so wider die Natur geschieht“, dem schnallten sie ihren bestbewährten „Rattmauser“ an. Noch heute birgt ihr Rathhaus, neben sonstigen Justizkuriositäten aus der „guten“ alten Zeit, auch den hölzernen Hohlzylinder, in welchem eine halbverhungerte Ratte dem Missethäter nicht nur die Lust, sondern auch die Möglichkeit zu einer Wiederholung des Deliktes benahm. In Endingen ist also vermutlich die in Baden sprichwörtliche Redensart entstanden: „Dich soll das Mäusle beißen!“

Und es waren die Endinger, die sich in der Geschichte des deutschen Geistes ein letztes Wort zu sichern verstanden. Sie haben noch 1751 mit „wissenschaftlicher“ Affekt der Freiburger Theologenfakultät glücklich herausgebracht, daß ein tapriges, altes Weib, das eine Feuersbrunst verursacht hatte, dabei nur das ausführende Organ des Höllefürsten war. Ja, noch 1897 wurde in Forchheim, 1/2 Stunden des Weges von Endingen, eine alte Frau von einem Bauernburschen ermordet, weil sie die allgemein gefürchtete Dorfhexe war.

In Endingen ist aber auch ein Unikum von musikalisch-dramatischer Kunst, die erste und einzige deutsche „Ritualmordoper“ zur Welt geboren worden. Das „Judenpiel“ in 8 Akten mit „Prologus, Vokal- und Instrumentalmusik“, nämlich, das dort 1616, wahrscheinlich am Todestage des großen Schafspeare, zur Aufführung gelangte. In dem Tagebuche des Theologieprofessors Thomas Mallinger lesen wir unter dem 24. April 1616 folgenden Eintrag: „Zuo Endingen ist ein statliche Comedia gehalten worden von erlichen unrichtigen Kinderlein, so dajelbst von inwohnenden Juden vor Zeiten heimlich umgebracht, darüber sie eingezogen, bekennet und in das Feuer geworfen und verbrennt worden, deren Kinderlein Cadavera noch vorhanden und zu zeigen sein. Eben zu diese Comedi feindt von allen umliegenden Städten und Flecken Gesandten begert und erfordert, darbei auch statliche instrumentale und vocalis musica gehalten worden. Sonsten von umliegenden Orten vil tausend Menschen herzugezogen solcher Comedi zuwohnen und abzuwarten.“ (Nun herausgegeben wurde das „Judenpiel“ von R. v. Almira: Neudruck deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Halle 1888.) An Zulauf konnte es dem seltsamen Opus ja nicht fehlen, denn sein Publikum war für einen „Kunstgenuß“ dieser Art mehr als genügend geistig vorbereitet.

Der herrliche Breisgau, insonderheit der Landstrich wenige Stunden nördlich von Freiburg, war nämlich einst vor Zeiten der klassische Schauplatz gruseligster Ritualmordromantik. Man kann ihn in dieser Hinsicht den dunkelsten Schauerwald nicht nur des hl. römischen Reiches deutscher Nation, sondern Europas überhaupt nennen. Auf einem Fleck Erde, kaum zwei Quadratmeilen groß, sollen von 1462–1503 nicht weniger als sieben Christenmenschen, zwei Erwachsene und fünf Kinder, dem angeblichen jüdischen Blutaberglauben zum Opfer gefallen sein. Die Rabe des Kandel, des süddeutschen Bloßberges, brachte wohl einen Gang zum Schauerlichen in die ganze, bei Weib, Wein und Gesang sonst so fröhliche Gegend. Droben auf dem Gipfel der gewaltigen, 1243 Meter hohen Landwarte, hielten im Mittelalter die Hexen des ganzen Breisgautes mit allerlei Teufeln höchst polizeiwidrige Schiebe- und Wadeltänze ab und laudten Hagelschlag und Viehsuchen in die Täler. Und drunten in Waldkirch, das so schön am Fuße des Kandel liegt, hob um 1600 herum ein seltsames Kinderabstechen an. In Waldkirch soll nach dem allgemeinen Verede, dem aber die Juden auch auf der Folter noch widersprachen, der Hauptmischlagsplatz für den Handel mit Christenblut gewesen sein.

Dieser epidemisch gewordene Kindermord verdient schon deshalb Erwähnung, weil sich zwei berühmte gewordene Gegner Luthers in denselben literarisch hineinverfangen haben. Zunächst Dr. Johann Eck, der disputationsgewaltige Ruder im Streit wider Luthers Lehre. Der alte Kampfhahn eiferte noch 1542 mit Jugendkraft wider die Judenschänder, die sich vermaßen, den Glauben an die jüdischen Blutpraktiken in das Fabelland zu verweisen. Als junger Freiburger Student habe er 1503 mit eigenen Fingern eines der gemordeten Kinder, den kleinen Mathis Bader, betastet, den die Juden im Gehäß bei Bangendzlingen mit Ähnen zu tot gestupft hätten, nachdem er ihnen vom eigenen Vater Philipp um 10 Gulden verkauft worden sei.

Ein gereimtes Flugblatt über diese Kindermordepidemie,

gedruckt um 1505 in Strassburg, ist dagegen wahrscheinlich nicht vom jungen Eck, sondern von Thomas Murner verfaßt, dem wanderlustigen Exfranziskaner und Satiriker, dessen Bravourleistungen in den Strassburger Frauenhäusern selbst die gewiß nicht zimperliche Zimmerische Chronik teilweise nur lateinisch wiedergibt, der aber später mit unbestreitbar viel Geist und Witz den „großen lutherischen Narren“ beschworen hat. Dem Kennerblick dieses geborenen Pamphletisten ist der äußerst dankbare Stoff nicht entgangen. Hier konnte er einmal christliche, blutverkaufende Originalschauspiele mit herzerhebender gerichtlicher Näherung und Vierleitung zum Schluß vorführen. Zunächst den bereits erwähnten Philipp Bader von Buchheim, dann den Hans Eisenbrecht von Sexau, der den Juden drei Kinder zu Dettenbach, Buchholz und Waldkirch ermorden oder zutreiben helfen haben soll und schließlich den Michel Hunn aus Klein-Reichenbach im Brettental, der in Siegelau angeblich einen „Ritualmord“ im Unterakford besorgt hatte. Nur einen Missethäter kann unser „Narrenbeschwörer“ nicht verschweigen. Die in Waldkirch, Billingen, Günsburg, Müllheim, Ensisheim und Stodach überall eingekerkerten Juden wurden nicht, wie zwei von dem christlichen Meedblatt, mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert und gevierelt, sondern auf Befehl des Kaisers Maximilian schließlich doch freigelassen. Sogar mit der Hinrichtung des bereits verurteilten Michel Hunn wurde es plötzlich still. (Die altentworfene Darstellung dieser Vorgänge hat Prof. Pfaff in Freiburg im 27. Band der „Memannia“ gegeben.) Voll Unmut macht unser, um seinen Haufen Judenasche geprellter Dichter schließlich boshafte Anspielungen auf die weltbezwingende Macht der goldenen Hand:

„Wenn Christen haben müssen sterben — So hond die Juden gewußt zu werben — Und diesen Handel also schüben — Daß sie hym Leben sind gebliben — Das lachend sie yet durch ihre Just — Das guldin Kalb kan noch mehr Kunst — Davon gar vil geschrieben stat — Wie es yet in der Welt umgheht!“

Da war der Meister aus der Endinger Sängerkunst, der das bereits oben erwähnte Judenpiel verfaßt hat, in einer besseren Lage. Der konnte am Schlusse seines Stückes wenigstens drei jüdische Hauptpersonen in bengalischer Schellerhausenbeleuchtung erstrahlen lassen. Im Jahre 1470 wurde in dem uralten Endingen das bereits banfällig gewordene Beinhaus — mittelhochdeutsch „Gerner“ genannt — ausgebessert. Dabei fand man, nur oberflächlich begraben, vier Leichen ohne Kopf, die aber noch in den Kleidern steckten. Zwei rührten von Erwachsenen und zwei von Kindern her. Ob es die vier mumifizierten Körper waren, die heute noch in der Endinger Peterkirche vorgezeigt werden: wer vermag es zu sagen? Ein Glasfarg auf einem Seitenaltar birgt die flitterbehangenen Leichname der beiden Kinder, augensichtlich Zwillinge im Alter von 1 1/2 bis 2 Jahren. Und in einer Empore der Kirche stehen in einem mächtigen Schranke die beiden erwachsenen, angeblichen Opfer der Endinger Blutnacht. Sie sind reichlich, fast theatralisch kostümiert; der größere Mann anscheinend als Erzengel Michael, die kleinere Frau als Madonna. Bei allen vier Leichnamen sind die Köpfe aus Wachs, bei der Frau auch ein fehlender Arm aus Holz ergänzt. Die Schienbeine, sowie einige kleinere, sonstige Körperteile, liegen bloß; die übrigen Weichteile aber sind völlig mumifiziert. Es erscheint aber fraglich, ob am gewiß nicht regenarmen Kaiserstuhlrande Leichen, die in einem Beinhaus wohl Jahre lang unter einem Knochenhaufen versteckt gelegen sein sollen, derartig austrocknen können. Doch ist auch nicht zu verkennen, daß die starke Entblutung kopfloser Menschentörper austrocknend und deshalb säulnischemmend wirkt. Gezeigt wird auch heute noch ein glanzlederner, bei den Leichen angeblich gefundener Geldbeutel, dessen konstruktive Einzelheiten wenig mittelalterlich anmuten. Auch die Kostüme weisen in ihrer Stilisierung höchstens in die Zeit des „Judenpiels“, also kurz vor dem dreißigjährigen Kriege, zurück. Die Echtheit oder Nichtechtheit der Endinger Kirchen-Reliquien ist schließlich auch ganz nebenächlich für die Frage, ob mit Recht hier von einem „Christenmord“ geredet wird. War es denn mehr als der allgemeine Haß des Volkes, der den Verdacht beim Auffinden der Leichen sofort auf die Juden fallen ließ? Was hatten diese denn Auffallendes getan, daß sie alsbald eingekerkert wurden, als der Gerner seine schauerlichen Geheimnisse herausgab? Das „Judenpiel“ lacht hier freilich mit scheinbar befriedigenden Antworten nicht. Es war schon acht Jahre vorher, 1462, aufgefallen, daß eine unterkünstlose Bettlerfamilie — Vater, Mutter und zwei kleine Kinder — gastliche Unterkunft in der Scheuer des Juden Elias gefunden hatte und seitdem verschwunden war. Fahrendes, nach mittelalterlichen Begriffen also unehrliches Volk war, wie auch die zeitgenössischen Verhörurkunden melden, mit einem Köhlein in das Städtchen gekommen und hatte dort tagsüber auf den Straßen seinen „Spott“



getrieben. Unser „Judenpiel“ läßt dann den Schicksalsknoten sich recht anschaulich schlingen. Nur ungern betritt der christliche das Haus des jüdischen Paria:

„Jetzt muß ich allhier klopfen an  
Den Juden zum Erbarmen stahn  
Holla ho, ihr lieben Leut  
Erbarmet unfer auch nur heut  
Mein Herberg kundten wir nit finden  
Für uns und für die armen Kinden!“

So seufzt der arme, überall zurückgewiesene Mann, bevor er mit der Frau und dem Nöcklein, das die zwei Kinder trägt, seinen Fuß in die verhängnisvolle Scheuer setzt. Auch das Hilfeschrei, das man in der fraglichen Nacht gehört haben wollte, ist im zweiten Akt gut verwendet. Ein Nachbar wird darauf aufmerksam, aber seine Frau beruhigt ihn.

Jakob Mehger:

„Mein liebe fraw, hör dñ geschrey  
Was magst du denken, daß dñ sey?“

Mehgers Frau:

„Was soll ich zu dem schreien sagen?  
Ich mein der Jude wird die frawen schlagen.  
Komm, wir wollen schlafen gahn  
Was gondt uns diese Juden an?“

Über Jakob Mehger trägt seine Wahrnehmungen später dem Bürgermeister zu. Doch der Ortsgewaltige fühlt seinen Eifer ab:

„Der Juden sollst du müßig gahn  
Die sache, die du bringest an  
Die muochte erst bewiesen sein  
Darum, so geh du sekund heim!  
Den sachen muoch man fragen nach  
Wie dann zu thuon sey diser sach!“

Aber das „Judenpiel“, das diese Einzelheiten bringt, ist kein verifiziertes Aktenbündel mehr. Es ist anderthalb Jahrhunderte nach dem schauerlichen Gernerfunde geblüht, und um den ursprünglichen Tatsachenkern hat sich bereits ein Vegetationskranz gewunden, der auch im heutigen Endingen noch fröhlich weiterblüht. Gerade über die Vorfälle, ob denn schon vor Aufindung der Leichen die Juden sich verdächtig machten, schweigen sich die zeitgenössischen Berichte fast völlig aus. Nur eine Urkunde im Straßburger Stadtarchiv, geschrieben 1470 kurz nach dem Endinger Funde, verbreitet hierüber spärliches Licht. „Zu wissen als in vergangenen Zeiten by acht iaren ungewerlich vier Christenmenschen by nacht von den Juden zu Endingen im Brisgaw ermordt worden sind. Deczhalb ein Rimott uff dñselben Juden gefallen und doch zu frischer Tote nit nachgesolget, bis erst das in dñsem iare sollicher mordt offenbar usgeschollen.“ An solchen nachträglichen Mädelimmerungen des Volkes pflegen freilich im 20. Jahrhundert die Auslagepsychologen gerne ihre Verfälschungskünste auszuüben.

Jedenfalls mußte ein solcher „Rimott“, das Vered der Leute, wieder lebendig werden, als man in Endingen 1470 die vier Leichen ohne Kopf auffand. Man zog also zunächst den Juden Elias gefänglich ein, und nach einer ungefähr gleichzeitigen Freiburger Abschrift einer Endinger Urkunde vom 24. März 1470, gestand dieser, angeblich „one alle marter und wehtun“, daß die unterkünstlose Bettlerfamilie in seiner Scheuer von fünf Endinger Juden und einem fremden „Schalazjuden“ (Hawflerer) mit „Schmessen“ (Schächtmessern) ermordet und noch in der gleichen Nacht in den Gerner getragen worden sei, um den Verdacht nötigenfalls auf die Christen zu lenken. Aber gerade unter den „Judenfachen“ des Freiburger Stadtarchivs befinden sich noch ältere Urkunden, aus der Zeit des „schwarzen Todes“ (1346–51), die ein merkwürdiges Licht auf solche gerichtliche Freiwilligkeitsvermerke werfen. Damals gestanden die Juden auch angeblich ganz ungezwungen ein, daß sie in Waldkirch die Pest durch Vergiftung der Brunnen hervorgerufen hätten, obwohl sie doch dazu, mangels der erforderlichen bakteriologischen Vorkenntnisse, selbst mit dem besten Willen nicht imstande gewesen sein konnten. Die geängstigten Hebräer hätten damals sicherlich ebenso frei- und bereitwillig zugegeben, die Glocken vom Freiburger Münsterturm gestohlen oder den Fröschen die Schwänze weggezaubert zu haben. Die mittelalterlichen Stadtbehörden waren sicherlich keine engherzigen Buchstabenreiter, wenn es galt, die Hinterlassenschaften verbrannter Juden einzuziehen. Es ist schon versucht worden, das „one“ im Geständnisvermerk durch das mittelalterliche Wörtchen „ane“ zu ersetzen, das gewöhnlich so viel heißt wie „nach“, damit käme also der entgegengesetzte Sinn heraus: nach allen Martern und Qualen legte der Jude sein Geständnis ab. Das war freilich nur noch eine Unterlegung, keine Nazlegung mehr. Auch die schon früher erwähnte Straßburger Urkunde behauptet ausdrücklich, daß die Geständnisse „fryen willens ungezwungen“ oder „ungezwungen und ungebunden“ gemacht worden seien. Elias soll ferner angegeben haben, daß er während

des Mordes vor der Scheuer Wache gestanden habe, und daß die Köpfe und das Blut der beiden Kinder in seiner Stirbe zur Aufbewahrung gekommen seien. Der Jude Merklin und der Schalazjude hätten dann Häupter und Blut der beiden Kinder samt dem Nöcklein der armen Leute in „frömbde Lande“, d. h. außerhalb Vorderösterreichs, mitgenommen. Seinem Weibe Serlin (Sarah) seien 10 Gulden Schweigegeld gegeben worden. Während des Mordes sei von den Judenknechten und Judenfrauen in seiner Stube gebetet und „gemurmelt“ worden, damit man in Endingen kein Hilfeschrei hören solle. Der Mord sei am „Eau ber tag“ (Kaubhüttenfest) geschehen, zu dessen Feste in Endingen die Juden eine Zusammenkunft gehabt hätten. Das ist also wohl zu merken, daß sogar nach den Endinger „Geständnissen“ die Bluttat nicht in der für angebliche „Ritualmorde“ kritischen Osterzeit verübt wurde.

Ungefähr die gleichen „Geständnisse“ machte auch, angeblich ebenfalls „one alle marter“ sein Bruder Gherlin (Abraham), der angeblich während des Mordes auf der Straße Wache gestanden zu haben. Von dem Juden Leomann habe er zehn Gulden Schweigegeld erhalten. Beide Brüder sagten auch aus, daß die Juden das Blut „zu ihrer Beschneidung für den erisam“ brauchten. Nur der am meisten belastete dritte Bruder Merklin (Markus), der nach der nahen Feste Hochburg ins Altbadische geflüchtet war, widersprach dem zunächst. Merklin, der zugestand, den Mord an der Bettlerfamilie verübt zu haben, erklärte, daß das Blut für die „Malezet“ (den Ausfuß) gewesen sei. Diese Aussage, die nur einem im Mittelalter allgemein verbreiteten, medizinischen Aberglauben entsprochen haben würde, ist auch in das „Judenpiel“ unseres Endinger Meisters übergegangen. Im siebten Akt läßt sich der anfangs hartnäckige Markus zu einem „Geständnis“ über den Zweck des Blutes herbei:

„Ich sage und bekenne frei  
Daß es guet für Malezen!“

Bürgermeister:

„Du redst nit recht jetzt disenfalls —  
Du luegst gar tief in deinen Hals  
Darum so thue mich recht verstoßn:  
Hast du nicht ghabet einen lohn?  
Der ward vull voller Malezei  
Drum zeig all an bei deiner Tren,  
Bei Abonat, deinem Gott  
Zeig solches an und treib kein spott!“

Merklin:

„So sag ich das ihr Herren mein  
dieweil es nit mag anders sein:  
Das Christenblut sei lobesam,  
Und brauchen wir es für Christam!“

Man sieht: mit einem „Ritualmord“ im Sinn der Ankläger von Kiew hat das „Geständnis“ der Endinger Juden, auch wenn es nicht durch die Folter erzwungen sein sollte, nichts zu schaffen. Es fehlen dem Fall vor allem die Beziehungen zur jüdischen Osterfeier und zu den Mäzzenfischen. So könnte sich also hinter ihm immerhin der uralte Glaube an die Heil- und Zauberkraft des menschlichen Blutes verborgen haben, dem zuliebe seit jeher Christ und Heide Morde begangen haben. Zwanzig Jahre vor der Endinger Mordgeschichte wurde in Frankreich der Marischall Gilles de Rais hingerichtet, weil er von 1432–1440 ungefähr 200 Kinder umgebracht hatte, um sich aus ihrem Blute Verjüngungstränke zu brauen. Dieses seltsame Christenexemplar muß dabei wenigstens äußerlich ein exemplarischer Christ gewesen sein, weil es eine Zeitlang Begleiter der Jungfrau von Orléans war. Und die Gräfin Nadassdy-Bathori in Ungarn wurde 1610 zu ewigem Gefängnis (!!) verurteilt, weil sie nach und nach 650 Kinder abgeschlachtet hatte, um sich in ihrem Blute eine neue Jugend anzubaden. Zwei Christenmenschen, Angehörige hervorragter Stände, haben also, um abergläubischer Zwecke willen, ungefähr dreimal mehr Morde begangen, als dem gesamten Judentum von seinen erbittertesten Gegnern nicht etwa nachgewiesen, sondern bloß nachgesagt worden sind. Dann muß es aber auch auffallen, daß bei dem „Geständnis“ des Merklin überhaupt der Freiwilligkeitsvermerk fehlt. Und vollends der Schluß des Verhöres kann nur seltsame Gedanken wecken. „Diewyle ir iuden“ — so frugen den Markus die bekehrungssehrigen Richter schließlich — „so wol und alle wissen, daß das Christenblut so heilsam und so gut ist, warumb lastu dann die Mut nit auch heilsam machen, und laffest dich taufen? Daruff het er geantwurt, es thut der tüffel.“ Das sieht fast nach Katechismusunterricht mit Daumenschrauben aus. Ob das „Geständnis“ der drei Brüder schließlich ganz freiwillig war oder nicht: ihr Leben hatten sie nach den damaligen Rechtsbegriffen verwirkt. Am Montag nach dem Sonntag Judika in der Fasten des Jahres 1470 mußten sie die Ruhhautfahrt nach dem Scheiterhaufen antreten. Im achten Akt unseres „Judenspiels“ spricht der Herr von Staufen als Stabhalter im Namen des Erzhauses Desterreich den Urteilspruch:



Sie sollen lebend genommen werden  
Hinausgeschleift auf der erden  
Bis auf die waldstatt an dem ort  
Wo die hinghören, die stiften mord!  
Und dann ins feuer geworffen werden  
Verbrennt zu pulver und zu erden!

Und der „Epilogus“ unseres Endinger Volksschauspieles  
schließt das Stück mit der tröstlichen Versicherung:

„Ob lang verdeckt auch dije excessen  
Gott hat's darumb noch nit vergessen  
Kein Faden ist so fein gesponnen  
Er kompt doch endlich an die-sonnen!“

Aber dieser Faden sollte noch nicht zu Ende gesponnen sein,  
als die Windstöße den klummen Haufen Judenasche zu ver-  
wehen begannen. Die Endinger Juden hatten einen reichen  
Pforzheimer Glaubensgenossen Leo als Blutempfänger an-  
gegeben, und da Gerechtigkeit nun einmal sein muß, so fertigte  
man auch diesen ein. Und mit Leo ein ganzes Quartett von  
fremden Juden, das sich in seiner Pforzheimer Wohnung vor-  
übergehend aufhielt, und nun, durch den wunderbarsten aller

Zufälle, mit den Juden Mennlin, Deomann, Hesse und dem  
fremden „Schalazjuden“ identisch sein sollte, welche nach der An-  
gabe der Endinger Verbrannten in der Mordnacht vor 8 Jahren  
mitgewirkt hatten. Kunde gibt uns von diesem seltsamen Pforz-  
heimer Finale allein die Straßburger Urkunde. Ihr Verfasser,  
offenbar ein markgräfllich-badischer Beamter der Pfandherrschaft  
Kastelburg — 4 Wegstunden von Endingen entfernt — hatte  
bisher den Verlauf des Endinger Dramas fast ganz in Ueber-  
einstimmung mit dem Freiburger Berichte geschildert. Und nun  
beginnt er plötzlich mit Bewußtsein zu rasen. Er muß seinem  
„gnädigsten Herren“, dem Markgrafen Karl, viel zugetraut haben,  
daß er ihm eine solche Auskunft über das Pforzheimer Nachspiel  
zu bieten wagte. Da nun einmal die in Endingen angegebenen  
Juden nicht zu finden waren, so hielt man sich an die in Pforz-  
heim aufgegriffenen, gleichsam als Ersatzjuden, welche die an-  
geblühte Blutschuld einfach auf sich nehmen mußten. In den  
haarsträubenden Widersprüchen, die in den Aussagen der Un-  
glücklichen zu Tage traten, ließ man sich weiter nicht, sondern  
man verfuhr, getreu dem Grundsatz: „Tut nichts, der Jude  
wird doch verbrannt!“

**Werner Kremsler / In Dur und Moll.**

**Morgenständchen.**

Heute früh schon ganz beizeiten  
Ruh' ich große Regung fühlen,  
Auf verliebten Herzensaiten  
Klimpernd Dir ein Lied zu spielen.  
Hörst Du wohl das Morgenständchen?

Hei, das wird ein feines Liedel!  
Morgenluft streicht meine Fiedel,  
Wolkenglanz und Sonnenschein  
Schwingen als Akkorde drein.  
Und das Glück brummt Kontrabaß.

Glocken klingen, singen, summen,  
Lerchen trällern, Käfer brummen,  
Bis zum fernsten Talestrand  
Ist die Harfe ausgespannt:  
Tubel tönt durch alle Saiten!

Und dem Herzen wachsen Flügel,  
Schwingt sich fort zu ferner Klause,  
Hilft nicht Schloß und hilft nicht Riegel,  
Paukenwirbel — — große Pause — —  
Deht bin ich bei Dir!

**Dämmerung.**

Ich liebe jene stille Stunde,  
Da von der Sonne letztem Kuß  
Noch eben erst berührt,  
Verdämmernd schon der müde Tag  
Zur ersten Ruh' sich rüstet.

Dann steh ich gern am dunklen Welther,  
Drin letzte Farbenslut versinkt.  
Und tiefe Demut beugt das Herz,  
Denk' ich des kurzen Menschentags,  
Der ohne Glanz verlischt.

Und dem kein morgen winkt.

**Castell Toblino.**

Es gibt doch noch eine Menge Sachen,  
Die einen Bescheidenen glücklich machen.  
Zum Beispiel: ein bißchen Hundeliebe,  
Ein Blütenstrauch im Großstadtgetriebe,  
Und nach einem tücht'gen Banauenschemause —  
Ein liebes Buch in behaglicher Klause.

**Konrad Arnold Bergmann / Unter dem Schutze der heiligen Cäcilia.**  
Eine heitere Geschichte.

(Schluß.)

Die Montagsnummer des „Tagblatts“ erschien. Professor  
Tüchtig lachte bitter auf, als er im Anzeigenteil die riesige Er-  
klärung der A. Vereine las und wieder und wieder las. Er  
setzte sich an den Schreibtisch, um eine Gegenerklärung abzu-  
fassen. Kein Satz wollte geraten.

Seine Frau nahm die Zeitung, und da sie sich schuldig  
fühlte, pipste sie keinen Laut und zog es vor, weiter im „Tag-  
blatt“ zu lesen. Auf einmal stimmerte es ihr vor den Augen  
und sie meinte vom Stuhl sinken zu müssen. Unter „Allerlei“  
hatte sie „Ein heiteres Geschichtchen“ entdeckt:

„Unter dem Schutze der heiligen Cäcilia hat kürzlich ein  
Jünger Pestalozzi mitten im Gottesdienst, während der Pfar-  
rer auf der Kanzel predigte — ein junges Fräulein, das im  
Chor mitwirkt, herzlich geküßt. In Erinnerung an dieses ge-  
wöhnliche Vorkommnis in einer Kirche dürfte der Pfarrer  
auch von sich sagen dürfen: Obstipui, steteruntque comae et vox  
faucibus haesit!“

„Egal Egal!“ Das waren die ersten und einzigen Worte,  
die der Professor herausbrachte, nachdem seine Frau ihm dieses  
heitere Geschichtchen gezeigt und ihn gefragt hatte, wie der  
Schluß auf Deutsch hieße.

Es dauerte lange, bis der Mann sich selbst wiedergefunden  
hatte.

„Zum Gespött der Menschen habt ihr mich gemacht!“ stöhnte  
er mit verzerrten Zügen auf.

Es klingelte. Der Briefträger brachte die Nachmittags-  
post. Ein Brief aus der Stadt. Wider seine Gewohnheit riß  
Tüchtig den Umschlag zerfetzend auf. Es war die Nummer des  
„Tagblatts“. Er entfaltete sie mechanisch. Im Fenilleton wa-  
ren grellrote Striche, die ihn giftig anlachten. Er las wie  
Einer, der den Jugenschlag hat.

„Wer im Glashaus sitzt, werfe nicht mit Steinen.“

So stand unter dem Strich an der Stelle, wo sonst täglich  
irgend eine Maxime oder Sentenz auch zu lesen war. Dann  
kam ein Gedicht.

„Bitte.“

Darunter folgende Notiz:

„Diese reizenden Verse veröffentlichen wir recht gern. Wer  
sie uns durch Post zugesandt hat, wissen wir jedoch nicht. Der  
gewandte Verfasser ist uns indes aus der beigefügten Wid-  
mung bekannt: Fräulein C. T. ergebenst gewidmet von W. K.“  
Eva wurde ins Zimmer gerufen. Mehr hineingezerrt.  
Ihr Vater tobte, daß die Stühle um den Tisch tanzten.

„Entartete Tochter, zummehr bin ich auf alles gefaßt. Ich  
frage dich vor Gott und deinem Gewissen, wenn du noch eines  
hast: Was für eine Schande und Schmach hast du mir noch be-



zeitet, die ans Tageslicht kommen könnte? Sprich! Bist du eine Dirne? Bist du überhaupt noch —

„Theophil, vergiß dich nicht! Sie ist unser Kind.“

„Vater, ich habe nichts Schlechtes getan! Du hast die Mutter, wie du schon oft erzählt hast, auch heimlich geküßt, bevor sie deine Braut war.“

„Braut, Braut? Du die Braut einmal von diesem Unterlehrer Kobold?“ geifert die Mutter.

„Ich heirate ihn oder sonst überhaupt keinen Mann. Weiter sage ich jetzt nichts mehr.“

„Soweit ist es gekommen durch deine ewige Nachsicht, Theophil! Ich habe es dir immer gesagt, wenn du mir wehrtest und ihr Recht gabst und ihr den Eigenwillen ließe.“

„War es Klugheit, war es Reue? Eva warf sich in diesem Augenblick ihrem Vater zu Füßen und umschlang flehend seine Knie: „Verzeihe mir, bitte, bitte, lieber Vater! Verzeihe! Aber glaube mir: Ich will eher sterben, als daß ich von Walter lassen kann.“

„Walter — Walter! Ihr scheint schon recht intim miteinander geworden zu sein!“

„Alles unter dem Schutze der heiligen Cäcilia!“ rief Theophil giftig gegen seine Frau hervor.

„Nein alles unter dem Schutze des Vaters!“ keifte sie zurück.

„Vater, du hast Recht! Alles unter dem Schutze der heiligen Cäcilia! Hätte ich nicht so helle und reine Lust am kirchlichen Gesang gehabt, hätte Walter nicht so herrlich und mit ganzer Seele gespielt, hätten wir beide nicht so ideal die Kunst der heiligen Cäcilia verehrt und geübt — nie würden wir uns gefunden, schäben und lieben gelernt haben. Ewig bin ich dafür meiner besonderen Schutzhelfigen dankbar und ich fühle und ahne es, daß sie mein Glück gewollt hat. Ihr, liebe Eltern, die ihr mir doch am nächsten steht, ihr wollt und werdet mir doch nicht mein Lebensglück vernichten! Ich kann es nicht glauben.“

Theophil Tüchtig erhob sich vom Klavierstuhl und erklärte, ins Pfarrhaus gehen zu wollen.

Eva machte sich mit der Mutter eifrig in der Küche zu schaffen. Entladung folgte auf Pause und Pause auf Entladung. Bei der Tochter trat eine gewisse Abgestumpftheit ein. Sie dachte, wenn die Mutter schwieg, meist an Walter und bedauerte ihn, leise weinend.

Der Arme war auch bedauernswert. Die unverkämpfte Veröffentlichung des „Tagblatts“ hatte er wie einen brutalen Schicksalstoß empfunden. Auf der Redaktionsstube dieser Zeitung hatte man nur bedauernd die Abseln gezeugt und ihm den Umschlag, in dem sein Gedicht ankam, gezeigt. Man habe geglaubt, er selbst habe es eingesandt und nur die Begleitzeilen vergessen. Im übrigen habe man die Namen der Widmung für nicht so bedeutend gehalten, um sie ganz auszudrücken. Daraufhin schritt er wie ein von der Welt und Gott Verstoßener durch Seitengässchen nach der Wohnung Wellenreiters, der ihn in seiner derb bayerischen Art wie ein verlegenes und zusammengedrücktes Kopflissen aufschüttelte und schnurstracks ins Pfarrhaus von St. Peter und Paul schlepte.

Dort fand nun zwischen den vier Männern eine teilweise hitzige Aussprache statt.

Zuerst war Professor Tüchtig außer sich, als er des Kobolds ansichtig wurde, und dieser stand in höchster Verlegenheit hinter Wellenreiter, der zu offenkundiger Zufriedenheit des Pfarrers erklärte: „Meine Herren, ich meine, daß mit Born und Mut, Schimpfen und Loben keine Besserung der Lage erzielt wird. Zum ersten haben wir uns klar zu werden, daß jeder weitere Zank auf unserer Seite dem „Tagblatt“ und seinen Anhängern zum Vorteil und zur Schadenfreude gereicht.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Wellenreiter“, versetzte mit Nachdruck und Ernst der Pfarrer. „Die Ehre des Cäcilienvereins und meiner ganzen Gemeinde —“

„Meine Ehre! Meine Ehre! Meine Ehre, die Sie — Sie —“

„Aber Herr Professor, nach meiner Auffassung liegt es nur in Ihrer Hand, Ihre Ehre und die Ihrer Fräulein Tochter zu wahren. Ich will Ihnen den einzig richtigen Weg dazu weisen, wenn Sie gestatten. Auf die Erklärung im „Tagblatt“ bringen Sie im „Volkblatt“ eine Gegenerklärung des Inhalts, daß Sie nicht im entferntesten daran gedacht, die 21 Vereine zu beleidigen, und legen kurz dar, daß Sie bei der Niederschrift jener Stelle Ihres Artikels „die Gefährdung jugendlicher Unschuld in gar manchen sonstigen Vereinen“ die Verhältnisse der Großstadt im Auge gehabt hätten. Mit einiger Geschicklichkeit läßt sich dieser Punkt unschwer erledigen. Nun zum zweiten! Das heitere Geschichtchen“ ist und bleibt ein solches, wenn Sie Herr Professor, sich sofort entschließen, Ihren väterlichen Segen dazu zu geben. Ihre Tochter hat dann einfach den Brautkuss in der Kirche empfangen.“

„Brautkuss? Sie sind wahnsinnig!“

„Verzichten Sie sich! Ich sehe keinen Ausweg, der zu einer besseren Lösung führt. Das Interesse der Peter- und Paul-Gemeinde, des Cäcilienvereins und Ihrer Familie wird da-

durch zugleich gewahrt. Wenn ich Ihnen, Herr Professor, raten darf, so geben Sie Ihre Zusage.“

„Meine Frau wird außer sich!“

„Wenn Sie damit einverstanden sind, begleiten wir Sie in Ihre Wohnung und sind Ihnen behilflich, Ihrer Frau Gemahlin den Fall klar zu machen.“

„Ich bin bereit“, erklärten wie aus einem Munde Kobold und der Pfarrer gleichzeitig.

„Sie? Sie —“ blühte Tüchtig gegen Kobold, der es gewagt hatte, hinter Wellenreiter vorzutreten.

„Herr Professor, ich bin ein anständiger Mensch und bitte Sie tausendmal um Entschuldigung, weil ich Ihnen diese Aufregung und Ungelegenheit bereitet habe. Aber dessen dürfen Sie versichert sein: Ihr Ewigen wird sich nur an meiner Seite im Leben glücklich fühlen. Verzeihen Sie mir und ihr und beglücken Sie uns durch Ihre Zusage!“

Der Professor schwieg, und es entstand eine peinliche Pause, die Wellenreiter aber rasch endete.

Herr Professor, am kommenden Sonntag feiere ich mit Fräulein Käthchen Gentner meine Verlobung. „Ein großes Beispiel weckt Nachahmung!“ Also machen Sie Ihrer Familie, Herrn Kobold und sich selber die gleiche Freude! Und nicht wahr, Herr Pfarrer, Sie sind bereit einverstanden, wenn der Cäcilienverein am Sonntagabend zusammenkommt und mit uns beiden Brautpaaren feiert?“

Der Pfarrer nickte schmunzelnd. Dann brachen die Biere nach der Kaffeegeße, in der Tüchtigs wohnten, auf.

Unterwegs fragte der Professor den zwischen Abgrund und Rettung taumelnden Walter Kobold: „Stehen Sie mit dem „Tagblatt“ in Beziehung? Ich frage Sie das, weil Sie Ihre „Bitte“ darin veröffentlicht haben.“

„Herr Professor, ich gab Eva das Gedicht auf dem Heimweg vom Michaelsberg und weiter weiß ich nichts. Ich vermute, sie hat es verloren, und irgend ein niederträchtiger Mensch hat es gefunden und auf die Redaktion des „Tagblatt“ gebracht. Das ist ein Verhängnis. Wahrlich, das Unglück kommt nie allein.“

„Das Glück aber auch nicht!“ lachte Wellenreiter vergnügt.

In der Professorenwohnung wollte es durch die Leidenschaftlichkeit der Mutter Tüchtig noch das eine und andere Mal zum Scheitern des Wellenreiterschen Planes kommen; allein sie unterlag im Wortgefecht mit den vier Männern und ihrer tapferen Tochter. Der Pfarrer war der eigentliche Sieger. Er kannte den tieferen Grund des mütterlichen Widerstandes, und als er in ausgesprochen priesterlichem Tone unter anderem sagte: „Hochmut kommt vor dem Fall!“, da zuckte die Frau zusammen und streckte die Waffen.

Walter und Eva gaben sich den offiziellen Verlobungskuß, Vater und Mutter gaben ihren Segen dazu und die übrigen drei ihre Glückwünsche.

O, Lust und Leid der Liebe! „Himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt!“ Walter spielte das Liedchen noch am selbigen Abend und Eva sang es, besonders den Schluß, voll Junität und Inbrunst: „Glücklich allein ist die Seele, die liebt!“

Das Glück kommt nie allein! Als Walter überfällig gegen Mitternacht seine Stube betrat, lag ein Brief auf dem Tisch. Er enthielt die vorläufige Mitteilung, daß der badische Oberschulrat dem Unterlehrer Walter Kobold die Hauptlehrerstelle in N. übertragen habe.

Am kommenden Morgen holte der Glückliche seine strahlende Braut ab und schritt mit ihr wie ein stolzer Sieger durch die Hauptstraße, gab auf dem Postamt an seine Eltern ein großes Telegramm auf, meldete dann im Pfarrhaus eilig seine Ernennung und wandelte mit Eva dem Wald zu, in dem sie sich den ersten Kuß gegeben hatten.

In der Mittwochnummer des „Volkblattes“ erschien schon die Gegenerklärung des Professors, obendrein Wellenreiters Verlobungsanzeige und drunter die Walter Kobolds.

Das Feuilleton enthielt zum ersten Male auch ein Sprichwort: „Wer zuletzt lacht lacht am besten.“ Und darunter folgte dieses Gedichtchen:

#### Erinnerung.

Wir wandelten dem jungen Tage,  
Zwei Kinder, froh entgegen;  
So ganz zufrieden, ohne Klage,  
Auf menschenleeren Wegen.

Mit ihrem funkelnden Gesicht  
Ergöhte die Natur  
Uns Kinder, und wir träumten beide  
Von unsern Träumen nur.

Die Sonne sah uns klar entgegen  
Im weiten Gotteshaus  
Und strahlte wie zum heiligen Segen  
Die schönsten Strahlen aus.

Meiner lieben Braut Eva Tüchtig gewidmet  
Walter Kobold, Hauptlehrer.